Zeitschrift: Bündner Jahrbuch: Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte

Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 34 (1992)

Artikel: Süsse Beeren und ihre Namen

Autor: Schorta, Andrea

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971900

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Süsse Beeren und ihre Namen

Von Andrea Schorta Zeichnungen von Toni Nigg

Das Verlangen nach Süssem begleitet alle Menschen vom Kind bis zum Greise. Es zu stillen löst ein Gefühl aus, das Kindergesichter glückstrahlend machen kann. Wie sehr wir das Süsse als das Begehrenswerteste schätzen, verrät uns schon die Sprache, steht ja süss als Metapher für alles, was wir lieben und anbeten. So sprechen wir nicht nur von süssen Speisen, süssem Wein, sondern wir lieben auch ein süsses Kind. Ist es am Inn geboren, so besingt es einmal seine favella dutscha lamma, «seine süsse, weiche Sprache». Unsere unter Pinien und Palmen Schatten suchenden südlichen Nachbarn, geben sich gern dem dolce far niente, dem «süssen Nichtstun», hin und träumen dabei von der dolce vita. Der Franzose meint mit seinem konkreten «Irma la douce» dasselbe. Süss ist aber für ihn auch sein geliebtes Frankreich, la douce France. Die kriegerischen Römer folgten der Devise: Dulce et decorum est pro patria mori, «fürs Vaterland zu sterben ist süss und ehrenhaft».

Das Verlangen nach Süssem wird heute in erster Linie mit Zucker gestillt. Zucker und gezuckerte Lebens- und Genussmittel sind so im Überfluss vorhanden, dass von einem eigentlichen Zuckerhunger oder gar die Gesundheit schwächenden Zuckermangel nicht mehr die Rede sein kann, umsoweniger als auch das Angebot an mehr oder weniger süssen Früchten jahrein jahraus gross ist.

Im antiken Rätien aber spielte das einheimische Obst zweifellos eine sehr bescheidene Rolle. Die zunehmende Bedeutung des Obst-

baus im europäischen Raum nördlich der Alpen vom indogermanischen Altertum bis ins Mittelalter ist schon im letzten Jahrhundert intensiv erforscht worden. Wir wissen heute dank der archäologischen Botanik, die sich weitgehend auf die durch Ausgrabungen auf antiken Siedlungsplätzen zutage geförderten pflanzlichen Relikte abstützt, dass die vorrömischen Völker unserer Breiten den Apfelbaum und wahrscheinlich auch die Pflaume bereits kannten. Ob aber diese Obstsorten auch hier wie in den Mittelmeerländern als autochthon (gleichsam als urheimatberechtigt) angesehen werden dürfen, ist nicht ganz sicher. Der deutsche Name Apfel mit verwandten Formen im Keltischen, Baltischen usw. spricht dafür. Schon bei der Birne versagen sprachliche Kriterien, denn lateinisch pirus, woraus deutsch Birne, kann einen altgermanischen Namen überdeckt haben. Dagegen besagen z. B. Pfirsich, lat. persicus Herkunft aus Persien völlig überzeugend. Sicher aus Kleinasien stammt die Zwetschge, deren deutsches Wort aus lat. (prunus) damasca «Pflaume aus Damaskus» herzuleiten ist. Kleinasien ist auch die Heimat der Aprikose, ital. albicocca, franz. abricot aus lat. (persica) praecocia «Frühpfirsich». Kleinasiatische Herkunft vermutet man auch für die Kirsche, lat. cerasus, cerasia, griech. kerasion, und schliesslich sind auch die Namen Orange oder besser deutsch Apfelsine beredte Zeugen für aussereuropäische Urheimat. Das aus dem Französischen entlehnte Orange geht nämlich auf arabisch naranğ und dieses auf persisch *narinğ* zurück, während Apfelsine nichts anderes als eine hybride, d. h. eine zwitterhafte Form des alten franz. *pomme de Sine* «Apfel aus China» ist. Im romanischen Idiom von Ftan erhielt sich dafür *la falsin*. Dieses zierliche Wort ist ein hübsches Zeugnis für die freilich in bescheidenem Masse sprachgestaltende Aktivität der nach Norddeutschland ausgewanderten und begütert heimgekehrten Zuckerbäcker. So erlaubt uns also die kritische Betrachtung von Obstnamen Kulturströmungen über lange Zeitläufte hinweg zu deuten.

Aber, so wird man fragen dürfen, womit stillte unser Alpenvolk in grauen Vorzeiten, wo das Obst fehlte und der Honig dürftig floss, seinen Zuckerhunger? Es waren die Beeren unserer Wälder und Weidegebiete, die Himbeeren, Erdbeeren, Heidelbeeren, Preisselbeeren und manche andere, in deren Genuss sich Menschen und Tiere teilen mussten. Von ihnen soll im folgenden die Rede sein. Sie nahmen einst die Stelle des eigentlichen Obstes ein, und nicht umsonst lautet der Sammelbegriff für Beeren im Engadin pomma aus lat. poma «Obst», auch pommaraida. Ir a pomma neben ir per la boscha heisst «Beeren sammeln gehen». Die ungeniessbaren, insbesondere die Giftbeeren heissen allgemein pomma chan d. h. «Hundsbeeren». Ein Bedürfnis nach Benennung aller dazu gehörenden Arten scheint nie bestanden zu haben. Man beachte immerhin engadinisch marsell, marselber für gewisse Geissblattarten, paiver mondan für Seidelbast. Die essbaren Beeren aber, von denen es gut zwei Dutzend gibt, haben alle ihre spezifischen Namen, und diese waren den Erwachsenen und Kindern geläufig. Auf die Frage nach den Benennungsmotiven fliessen die Antworten eher spärlich. Wo der Fruchtzuckergehalt mit starken Fruchtsäuren verbunden ist, bot sich der Name Sauerbeere (vgl. Sauerdorn). Die Beerenform wurde namengebend für Spitzbeere (die Berberitze). Bei den Romanen heissen sie in gewissen Gegenden bizoccals (da Nossigner). Sind die Beeren traubenförmig angeordnet, so führt dies zu Namen wie Meertrübli (Johannisbeere) oder Traubenkirsche (Prunus padus). Häufig sind Verbindungen mit Tiernamen, so *Himbeere* aus Hindbeere (zu *Hindin* = Hirschkuh), *Bärentraube, Vogelbeere, Häslibeier* (im Appenzell) für Heidelbeere usw. Die Zeit der Reife war für die Johannisbeere namengebend; die Farbe der Heidelbeere ist in den skandinavischen Sprachen für *Blaubeere* verantwortlich.

Für Sprachforscher, deren Vorliebe dem ältesten und meist schwer deutbaren Wortschatz gilt, sind die bündnerischen Beerennamen ganz besonders fesselnd. Aber auch der Laie möchte gerne darüber etwas mehr wissen, besonders wenn er als Deutschbündner mit romanischen Überbleibseln in seiner Mundart konfrontiert wird. Daher sei nun versucht, in einer Aufzählung unserer Beeren und ihrer Namen Wissenswertes mitzuteilen.

1. Die Himbeere, Rubus idaeus. Jedes Kind kennt sie auch bei uns unter demselben Namen. Im Vorderprättigau aber hat man dafür noch ein altes, sicher vorrömisches Ampas (Mehrzahl) bewahrt. Dieses Wort teilt Seewis mit dem Oberengadin und mit romanisch Mittelbünden, während das Unterengadin und das Münstertal ampûas, die Surselva puaunas sagen. Daraus ergeben sich bereits interessante Fragen, z. B.: Wieso marschiert Seewis, früher wohl das ganze Prättigau, mit dem geographisch entfernten Oberengadin? (Darauf wollen wir hier raumeshalber nicht eingehen). Uns genügt es zu wissen, dass der in diesem Wort steckende Stamm *ampa auch im italienischen lampone weiterlebt, welches das ganze alpine Oberitalien sowie Teile des frankoprovenzalischen und provenzalischen Raumes bedeckt. Es handelt sich um ein heute noch nicht genügend erforschtes vorrömisches (keltisches?) Wort, das die von Süden her brandende Latinisierung überdauert hat.

Auch heute noch wie ehedem werden wildwachsende Himbeeren eifrig gesammelt, trotzdem man längst in den Gärten ertragreichere Zuchtformen pflanzt. In gewissen Gemeinden, so in S-chanf, suchte man sich der fremden Beerensammler durch Verbote zu erwehren. In Cinuos-chel sagte man besorgt ein schlechtes Himbeerenjahr voraus, wenn es am Himmelfahrtstag regnete. Man erhoffte also stets eine gute Beerenernte.

2. Die Brombeere, Rubus fruticosus. Sie kommt in höheren Lagen nicht vor, was sich auch auf die Namengebung auswirkt. Im Albulatal, im Domleschg und in der Surselva nennt man sie omtgas (bezw. puaunas) neras, d. h. «schwarze Himbeeren», in Schiers und Grüsch entsprechend Schwarzampa. Man schätzt sie, weil sie angeblich (so in Castrisch behauptet) nie madig sind. Im Unterengadin heisst die Brombeere amura, ein Name, der sonst besonders dort erscheint, wo sie nicht heimisch ist. Es handelt sich um eine Entlehnung aus ital. mora, das sowohl die Brombeere, als auch die sehr ähnlich aussehende ebenfalls essbare Maulbeere bezeichnet. Sie erscheint schon in der Bibelübersetzung des Engadiners Jachiam Bifrun vom Jahre 1560. Der Maulbeerbaum, dessen frische Blätter für die Seidenraupenzucht benötigt werden, wurde in Graubünden erst im ausgehenden 18. Jahrhundert importiert.

3. Die Steinbeere, Rubus saxatilis. Heute wird es wohl nicht mehr viele Kinder geben, die sie kennen und geniessen. Man fand sie früher oft in grösserer Menge an Steinhaufen im Ackergelände, welche die Romanen muschnas nennen. Diese Standorte sind weitgehend durch Meliorationen zum Verschwinden gebracht worden. Aber auch in lichteren trockenen Wäldern gedeiht sie oft in beträchtlicher Menge. Ihre einzelnen roten Beerchen sind nicht miteinander kugelförmig verwachsen wie bei der Himbeere; meistens sind es deren auch bloss 4 bis 5. Die Ausläufer dieser Rubusart erinnern an jene der Brombeere.

Für die Steinbeere leben in Romanischbünden verschiedene Namen. Ihre genaue geographische Abgrenzung ist indessen schwierig. Einerseits kommen namentlich bei schriftlichen Angaben oft Verwechslungen vor, d. h. Übertragungen auf andere Beerenarten z. B. auf die ebenfalls auf Steinhaufen anzutreffende Alpenjohannisbeere (Ribes alpinum), ja sogar auf die Moorbeere (Vaccinium uligi-

nosum); anderseits treten dialektale Vermischungen mit den anklingenden Namen der Felsenbirne auf. Das tatsächliche Gewirr vereinfachend darf unter Weglassung vieler Details und «Ausscherer» festgestellt werden: Ein in ganz Graubünden auftretender Typus *musch- erscheint für Rubus saxatilis als muschin neben mus-chin im Engadin und Münstertal.

In Zernez jedoch lebt muschin für die Alpenjohannisbeere. Im Oberland bedeutet es an mehreren Orten Moorbeere (Vaccinium uliginosum). Eine verkümmerte Form unseres Steinbeerennamens dürfte das im Tujetsch und in Pigniu vorkommende utschin sein. An dessen Stelle trat in der Surselva tscharschettas, eigentlich «kleine Kirschen», was aber angesichts von tschierlettas etc. als Volksetymologie anmutet. Gegen diese Annahme spricht anderseits zentralladinisch ceresins (so in Arabba), was ebenfalls «Kirschlein» bedeutet. Nur in Zernez lebt für die Steinbeere schorlets. in Poschiavo sisottuli, dessen Entsprechung schüschettel im Unterengadin für die Alpenjohannisbeere bekannt ist.

Der älteste Name ist wohl *muschin*, eine von muosch, Berberis (so in Guarda) kaum zu trennende Ableitung. (Als Name für die Eberesche [Sorbus aucuparia] findet man Mosch, Mosche, Moschbeer, Mostbeer auch im Südtirol und in Steiermark). Weitere Hinweise auf diesen Tvpus stehen bei Sauerdorn (Nr. 14) und Moorbeere (Nr. 9). Bei einer derartigen Verunsicherung der Nomenklatur ist es verständlich, dass vermeintlich klarere, d. h. eindeutiger auf eine bestimmte Beerenart fixierte deutsche Entlehnungen den alten Formen den Rang abliefen. So ist surmeirisch cagliungs tgang eine Lehnübersetzung von «Hundshoden». Daneben erscheinen in Vaz caglieuns giat (Katze) oder caglieuns tgora (Ziege), in Sarn cugliöngs d'urs. Diese Namenfülle beweist, dass wir eine Beerenart vor uns haben, die seit Urzeiten zu den begehrten und allgemein bekannten Zuckerspendern gehörte. Die sprachliche Konfusion ist zu einem guten Teil sicher dem lexikographischen Dilettantismus der letzten zwei Jahrhunderte zuzuschreiben.

- 4. Die Erdbeere, Fragaria vesca. Sie ist allenthalben das zuerst reifende Beerchen unseres Landes und entsprechend geschätzt. Ganz Romanischbünden bezeichnet es mit Abkömmlingen von lateinisch fragum, fraga, so unterengadinisch fraja, oberengadinisch freja, sursesisch fraja usw. Am Heinzenberg und bis Flims hinauf herrscht die Verkleinerungsform fragla. Eine geschlossene Zone bildet dann die Surselva mit farbun, eine Umstellung von fragun, die den Sprachforscher fesselt, weil in ihr die Endsilbe -un, die sonst eine Vergrösserung ausdrückt (vgl. balla, ballun) Diminutivfunktion hat wie z. B. im französischen Mädchennamen Marion = Mariechen. Sehr interessant ist das romanische Relikt Falgganas in Seewis im Prättigau mit der Endung -ana wie im surselvischen puauna aus älterem ampuana «Himbeere». Als unsere Friedhöfe noch nicht so gepflegt waren wie heute, schlichen sich Erdbeeren auch auf vergessene Grabhügel. Im Schams warnte man aber die Kinder vor ihnen, denn sie sollen todbringend gewesen sein.
- 5. Die Hagebutte, Frucht der Rosa canina und anderer wildwachsender Rosenarten braucht nicht besonders vorgestellt zu werden. Vom Herbst bis in den tiefen Winter hinein leuchten uns diese orange- bis weinroten, glänzenden Früchte auf Weiden und an Wegrändern lockend entgegen. Hagebuttentee ist beliebt, und Hagebuttenkonfitüre verstehen unsere Bündnerinnen gut zuzubereiten. Die Frucht muss von jeher auch als Nahrungsmittel gedient und überdies im Volksglauben eine bedeutende Rolle gespielt haben. Im dreisprachigen Graubünden ist noch manches über Verwendung und (zum Teil) abergläubische Vorstellungen des Landvolkes erhalten geblieben. Sehr verbreitet war die Meinung, Hagebuttentee helfe gegen Harnleiden. Der besonders in italienischen Mundarten verbreitete Name stopacul beweist, dass man deren stopfende Wirkung kannte. Die behaarten Sämchen (in Davos heissen sie *Lüüsch* «Läuse», die Frucht Lüüschberi) verursachen einen lästigen Juckreiz am After. Wohl daher stammt die Vorstellung, deren Genuss bewirke Befall durch

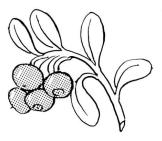
Läuse. Eine besondere Bedeutung kam auch den zierlichen moosartigen Auswüchsen, den durch die Rosengallwespe an Rosenzweigen verursachten «Schlafäpfeln» zu. Von ihnen glaubte man, sie schützen unters Kopfkissen gelegt vor dem «Toggli» (Albdrücken) und sichern einen ruhigen Schlaf. Deutsche Volkskundler vermuteten zwischen diesem Glauben und dem Märchen vom Dornröschen eine urgeschichtliche Beziehung. Sicher ist, dass eine so feste Verankerung der Hagebutte mit Volksmedizin und Volksglauben eine lange geschichtliche Entwicklung voraussetzt. Dass schon die rätische Urbevölkerung an ihr teilhatte, beweist der romanische Name frosla, der sowohl in Romanischbünden als im Bleniotal (frözara), im Bergell (frosla, frozla), in Poschiavo (frosala), in Deutschbünden (Schanfigg pfrosla, Mutten frosla), ja im Vorarlberg, Nordtirol und Vintschgau weiter lebt oder erst in unserem Jahrhundert verstummte. Es handelt sich nach Robert von Planta vermutlich um ein vorrömisches Alpenwort zu einem indogermanischen Stamm *vrosa, woraus auch lateinisch rosa entstand. In den modernen etymologischen Wörterbüchern vermochte ich freilich *vrosa nicht zu finden.

6. Die Heidelbeere, Vaccinium myrtillus, deutschbündnerisch (Hei(d)beeri, auch Heitebeeri (Rheinwald), romanisch uzun (Engadin), izun (Surselva), alzun (Bergell) ist wohl die fruchtbarste Beerenart. Sie dürfte früher auch bei uns wie z. B. in Skandinavien als Nahrungsmittel eine bedeutende Rolle gespielt haben. So berichtet J. X. Schnyder im Jahre 1782: «Die Früchte machen im Sommer einige Wochen hindurch einen beträchtlichen Teil der Nahrung ärmerer Haushaltungen aus.» Die für Medel einmal erwähnten gebratenen Heidelbeeren sind heute unbekannt. In Wein gekochte Heidelbeeren werden gegen Durchfall empfohlen. Heute werden sie als Konfitüre, als Kompott, als Zusatz zu Birchermüsli oder auch bloss mit etwas Zucker bestreut von gross und klein geschätzt. Im Avers färbte man noch anfangs des letzten Jahrhunderts mit dem ausgepressten Saft unter Zusatz von Essig, Alaun und Kupferschlag Garn und Tuch schön venezianisch blau. Als Arzneimittel spielt die Heidelbeere hierzulande eine viel geringere Rolle als im Norden und hat dementsprechend auch im Volksglauben keinen wesentlichen Niederschlag gefunden.

Umso grösser ist das Interesse der Sprachforschung für ihre romanischen und italienischen Namen. Engadinisch uzun, azun und seine verwandten Formen in Rheinischbünden und in alpinlombardischen Tälern hat bis heute allen Deutungsversuchen widerstanden. Das münstertalische anzola, trentinisch anzoni (in Arco granzoni), bergellisch ulzenga sind ebenfalls bis heute etymologische Rätsel geblieben. Was aufgrund der Verbreitung dieser Wortformen bestimmt gesagt werden darf, ist ihre Zugehörigkeit zu der faszinierenden Gruppe der vorrömischen Alpenwörter. Sehr wahrscheinlich ist auch ihre Verwandtschaft mit engadinisch uzûa «Johannisbeere».

7. Die Preisselbeere, Vaccinium vitis idaea, bündnerdeutsch Grifla, Griflä, romanisch gialüda (Unterengadin), gilüdra (Oberengadin), giglidra (Surmeir), gaglidra (Schams), garnedel (Surselva), gajüda (Bregaglia). Gibt es zu Siedfleisch etwas Herrlicheres als mit Veltlinerwein eingemachte Preisselbeeren? Aber der Genuss, den uns diese Beeren verschaffen, stellt sich nicht erst am Esstisch ein. Wer sie suchend durch lichte Wälder und Windwurfschneisen streift, steht bisweilen überrascht vor dichten hellrot leuchtenden Preisselbeerflächen, wo der Sammler kaum weiss, wo er seinen Fuss hinsetzen soll, ohne die Pracht zu zertreten. Einen solchen Bestand nennt man in Lavin *ün jalüdais-ch*. Hier kann man ab und zu seinen Chratten sozusagen auf dem gleichen Fleck füllen. Der Reiz der immergrünen Sträuchlein entgeht dem Unterengadiner auch sonst kaum. Die weibliche Dorfjugend sammelte sie, um damit bei Hochzeiten die Haustüren der Brautleute zu schmücken. Eine verrückte Arbeit, üna lavur bluorda, nannte man das Winden solcher Girlanden für den Landsgemeindetag. Spuren dieser Verwendungsart findet man auch in Deutschland.

Auch diese Beere erfreut sich einer reichen zum Teil antiken Nomenklatur, an der sich die Sprachforscher die Zähne ausbeissen könnten. Engadinisch qialüda, mittelbündnerisch qaqlidra usw. finden in den alpinlombardischen Mundarten von der Mesolcina bis nach Bormio hinüber ihre Entsprechungen. Man setzt dafür eine vorrömische alpenländische Bildung *caliuta an, die aus dem indogermanischen *calin der Bedeutung «rot» hervorgegangen sein soll. Gialüda würde also letztlich einfach «Rotbeere» heissen und stünde damit im Gegensatz zum nordischen «Blaubeere» = Heidelbeere. Surselvisch garnedel, vgl. dazu granücla (Ramosch bis Martina) wird als jüngeren Ursprungs angesehen, nämlich als eine Ableitung von lateinisch granum «Korn». Dazu gehört auch das zentralladinische graneta, welche als tirolisch-bayrische Entlehnung in der Form Grantn bis an die Donau und ins Vorarlberg und Allgäu vordrang. Mir scheint das Verbreitungsgebiet vom Gotthard bis in die Dolomiten und bis an die Donau (grob gesagt die ganze Raetia cisalpina und transalpina sowie das Noricum) auch in diesem Falle für ein Wort zu sprechen, dem die römischen Eroberer kein eigenes Ersatzwort entgegenstellen konnten. Aber auch die walserdeutsche Bezeichnung *Grifla* beherrscht eine grosse alpine Zone. Es ist nicht nur für das walserdeutsche Graubünden charakteristisch, sondern auch für den Kanton Wallis. Sollte das einmal für Spiez bezeugte Riff(e)le zur gleichen Sippe gehören, dann wäre dafür Zuordnung zum alpinen Wortgut keltischer Völker so gut wie gesichert. Das Wort hätte sich also zunächst vom Gallischen oder Helvetischen der Westalpen ins Frankoprovenzalische hinübergerettet, von dort wäre es ins Westalemannische eingedrungen und dann von den Walsern (wie etwa Balm für «Höhle», Frutt für «Bach, Wasserfall») über die Pässe nach Graubünden mitgenommen worden. Solch zähes Überleben von Pflanzennamen über Sprachverschiebungen und Völkerwanderungen hinweg ist ein beredtes Zeugnis für die Bedeutung der damit bezeichneten Zuckerspender.



Bärentraube

8. Die Bärentraube, Arctostaphylos uva ursi ähnelt bei flüchtigem Hinsehen der Preisselbeere so stark, dass auch ihre Namen in Anlehnung an diese edlere Verwandte geschaffen werden konnten. So heisst sie im Unterengadin gialüda d'lain (holzig), was nicht unbedingt auf die mehlige Beere, sondern ebensogut auf den Strauch bezogen werden kann, der ein Alter von über 50 Jahren erreicht. Im Oberengadin heisst sie giglüdra d'crap (steinig), so auch in Ftan, im Bergell gajüda d'ors (Bär). Man isst sie hierzulande nicht, verwendet sie aber für Absud gegen Blasenleiden, besonders gegen Prostatabeschwerden. Die Eskimos Grönlands essen die bei uns eher seltene verwandte schwarzbeerige Alpenbärentraube. Als Zusatznahrung wird unsere rote Art wohl vom Bären verzehrt worden sein. Dafür spricht ihr deutscher Name, aber auch trentinisch ciate d'orts, dolomitisch gornate del aurs. Die mehlige Beschaffenheit des Beerenfleisches findet im Albulatal ihren Niederschlag in der Bezeichnung farin'arsa (Mehlrost, geröstetes Mehl). Verbreiteter ist dieser Name für die Steinmispel (Cotoneaster), Mehlbeere und Weissdorn.

9. Die Moorbeere, Vaccinium uliginosum gleicht der Heidelbeere, hat aber helleres Fleisch. Sie ist auch nicht so schmackhaft wie diese und wirkt in Menge genossen leicht berauschend, daher im Deutschen auch Rauschbeere genannt. In Bünden lehnen sich ihre Volksnamen stark an jene der Heidelbeere an. So heissen sie im Unterengadin uzuns fos (fal-

sche), auch -schnesters (linke, so auch in der Surselva) im Gegensatz zu drets (rechte, echte), in Ftan uzuns femna (weiblich) im Gegensatz zu -mas-chels (männlich), in Sent uzuns stuorns (trunken). Im Oberengadin dominieren die auf Tiere bezogenen Bildungen wie uzuns chaun (Hund, La Punt) -d'squilat (Eichhörnchen, Celerina), -d'luf (Wolf, Samedan), -d'chevra (Geiss, Pontresina). In diese Gruppe gehören auch izuns d'urs (Bär, Sched), nizungs gieat (Katze, Innerferrera), izuns cavagl, (Ross, Pigniu). Von besonderem Interesse ist uzuns s-chajatschs (Tschlin, Ftan, Lavin, Susch), skiatschs (Champfer), nizuns cagats (Beiva). Man ist versucht, diese Formen an chajar «scheissen» anzuknüpfen, wobei an eine abführende Wirkung der Beere zu denken wäre. Derlei Bildungen sind nicht selten. So erscheint z. B. in Bergamo für die Frucht des wolligen Schneeballs (Viburnum lantana) ein chigascia, Ableitung von cagare «scheissen». In Portein nennt man sie Katzadreck neben altem migia.

Die Sonderstellung des Münstertals innerhalb der Rätoromania zeigt sich auch im Namen *bursin* für die Moorbeere. Es ist dies eine Entsprechung zu borminisch *bagorsina* aus *baca ursina* «Bärenbeere».

Die Walser nennen die Moorbeere Bludere (Safien), Budler (Avers, Davos), Butler (Furna), Pludertschä (Rheinwald), Bludertschi (Lüen). Das Wort wurde auch von den Romanen des Albulatals und des Sursés entlehnt. Es erscheint als bluders in Mon, Savognin, Mulegns, als bluaders in Lantsch, als sbloders in Alvagni. Das Schweizerdeutsche Wörterbuch (Bd. 3,32) stellt dieses auf Graubünden beschränkte Wort zu schweizerisch Bluder in der Bedeutung «breiige Masse», was indessen sachlich nicht unbedenklich ist.

10. Die Rauschbeere oder Krähenbeere, Empetrum hermaphroditum wächst oft unbeachtet neben Calluna vulgaris. Die nicht grossen schwarzen Beeren verstecken sich, obwohl bisweilen recht dicht beieinander stehend, in den Sträuchlein, die sehr alt werden. Man hat in Bünden Exemplare gefunden, deren dünne

Stämmchen über fünfzig Jahrringe aufwiesen. Im Hohen Norden, wo sie massenhaft auftritt, wird sie noch bedeutend älter. Eskimos sammeln die Beeren und geniessen sie entweder als Dessertfrucht, oder man presst den Saft aus und trinkt ihn mit Milch gemischt. Mit Seehundsspeck zusammen wird sie als Eingemachtes für den langen Winter aufbewahrt (nach Schröter, Pflanzenleben 180). Bei uns dagegen nimmt die Rauschbeere eine sehr bescheidene Stellung ein. Sie ist saftig, aber nicht besonders aromatisch und würgt ein wenig wie Mostbirnen. Als Durststiller wird sie von Hirten trotzdem genossen und heisst entsprechend Durstbeeri, Hirtabeeri. Den deutschen Namen Rauschbeere, den sie mit der Moorbeere teilt, soll sie dem Umstand verdanken, dass sie leichten Schwindel erregt. Ich selber habe als Knabe auch bei reichlichem Genuss dieses Durststillers nie eine solche narkotisierende Wirkung verspürt.

In Bergün nennt man die Krähenbeere *vine-gia*. Im Sursés heisst sie *moretta*. Unter den gleichen Namen kennt man sie in der Surselva. (Die sprachlichen Ausführungen blieben unvollendet.)

11. Die Johannisbeere, Ribes rubrum, ist heute wohl die verbreitetste Gartenbeerenart. Sie gedeiht in den Gärten des Oberengadins ebensogut wie in den tiefsten Lagen des Kantons. Man findet sie gelegentlich wildwachsend auch auf über 1900 m. So sehr man die Johannisbeere heute schätzt, so wenig wissen wir über ihre Bedeutung im Altertum. Für den botanischen Namen Ribes vermutet man arabische Herkunft: er ist auch in die italienische Sprache eingegangen. Wirklich alte Namen mit einem weiten Verbreitungsgebiet sind kaum zu finden. Das erstaunt nicht, wenn man erfährt, dass die Beere in Deutschland erst um 1418, in Italien um 1550 erwähnt wird. Von da an scheint sie aber intensiv angepflanzt und veredelt worden zu sein.

Das deutsche *Johannisbeere* ist aus der Reifezeit um Johanni (24. Juni) abgeleitet, was natürlich nur für tiefere Lagen zutrifft. Schweizerdeutsch *Meertrübeli* ist sachlich bereits

schwerer verständlich. Interessanter und problemreicher ist die Bündner Nomenklatur. Im Unterengadin herrscht uzûa neben azûa, anzûa, im Oberengadin uzûa, das im Surmeir als azoua wiederkehrt und, wie die Rheinwaldner Form Suuffä bezeugt, auch im Schams heimisch gewesen sein muss. Eine letzte Spur davon erhielt sich in Ferrera, wo man noch zugas sagt. Man ist versucht, das völlig rätselhafte Wort an uzun (Engadin), anzola Münstertal) für Heidelbeere anzuknüpfen. Aber wer könnte die beiden Beeren miteinander verwechseln? So fragt man sich denn, ob hinter diesem Namenknäuel ein antiker Stamm mit der Bedeutung «Beere» stecken könnte. Das Rätsel wird noch grösser, wenn man bedenkt, dass im Unterengadin das Wort ampûa für Himbeere die gleiche Endung aufweist, eine Endung, die an sich schon eine Knacknuss ist.

Wenn die etymologische Lösung des Rätsels auch noch in weiter Ferne zu liegen scheint, so geben uns diese Formen doch Anlass zu überprüfen, ob die Johannisbeere wenigstens in unserem Alpenbereich nicht schon im Altertum als, heute würden wir sagen, vitaminreicher Zusatz zu anderen Nahrungsmitteln bekannt war. Und damit verknüpft sich die Frage, ob die Gartenjohannisbeere nicht aus alpinen Stammform veredelt sein könnte. Jungen Datums ist surselvisch aschetta zu asch (sauer) neben iuas son Gion, der heute herrschenden Lehnübersetzung aus dem Deutschen. Eine interessante Benennung unbekannter Herkunft ist Wieggi, Wieggistuda, das man im Schanfigg, im Prättigau und in Davos kennt. Auf Schams beschränkt ist das ebenfalls noch unerklärte anuglias.

J 12. Die Alpenjohannisbeere, Ribes alpinum, zählt heute zu den in Vergessenheit geratenden Zuckerspendern früherer Zeiten. Sie ist bei weitem nicht so sauer wie die gemeine Johannisbeere; man kann sie je nach dem Reifegrad eher süsslich fade nennen. Im Gegensatz zum kultivierten Ribes rubrum ist sie heller, fast rosarot und leicht durchschimmernd. Die Blätter sind kleiner und der Strauch allgemein zierlicher. Die Beeren heissen im Unterenga-

din tschüschettels, schischettels (Ftan), süschiettels (Lavin). Im Oberengadin und im Münstertal ist der Strauch selten und demnach dessen Name ausser in Zuoz, wo man ischilettas notierte, kaum bekannt. In Zernez kennt man die Beere unter dem Namen muschin, was sonst die Steinbeere (Rubus saxatilis Nr. 3) bezeichnet. Oberhalb 1500 m wachsen nur noch wenige Sträucher.

13. Der Holunder, Sambucus. Alle drei in Graubünden wildwachsenden Arten heissen deutsch Holder, romanisch sambü, savü, sivü (Engadin), sumbeiv (Surmeir), suitg, kollektiv suitga (Surselva). Holunder, Holder sind süddeutsche Bezeichnungen. Norddeutschland kennt den Strauch unter dem wohl ebenso alten Namen Flieder. «Wenn der weisse Flieder wieder blüht» ist die Zeit, wo der (schwarze) Holunder seine prächtigen Blütendolden ausbreitet und die Luft mit seinem fast betäubenden Duft erfüllt. Romanisch sambü, suitg usw. gehen auf lateinisch sambucus zurück. Die Römer und Griechen schätzten nach Aussage von Dioskurides die schwarzen Beeren als Abführmittel.

Die drei bei uns vorkommenden Holunderarten: der schwarze Sambucus nigra, der rote Sambucus racemosus und der Stinkholder (Sambucus ebulus) tragen merkwürdigerweise den gleichen Namen, nötigenfalls mit dem unterscheidenden Adjektiv nair, ner (schwarz), cotschen, tgietschen (rot) und salvadi (wild).

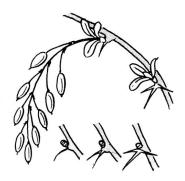
Der Schwarzholder der tieferen Lagen spielte früher in den bäuerlichen Haushalten eine bedeutende Rolle. Holdermus gehörte zum Speisezettel der Armen. Als Genuss- wie als Heilmittel aber war auch die «Holderlatwärja», der eingedickte Holundersaft, surselvisch tuargia, allgemein geschätzt. Dieser Wertschätzung entsprechend ist auch der Volksglaube, der sich um den Holunderstrauch rankt, allgemein fest verankert. Er erfreute sich, wie das schweizerdeutsche Wörterbuch sagt, fast heiliger Verehrung. In der österreichischen Steiermark ging diese Verehrung so weit, dass man ihn gar als den «geistlichen

Herrn», die höchste Respektsperson der Gemeinde anredet (Marzell, Volksgl.). Im Schanfigg scheute man sich, an Ställen und Maiensässhütten angeschmiegte Sträucher zu entfernen. Man war überzeugt, der Strauch «schütze vor dem Blitz, vor Feuersgefahr, Seuchen und Verzauberung». «Holunderholz darf nicht oder nur von Witwen und Waisen verbrannt werden. Sonst zieht man sich Krankheiten oder andere Unfälle zu.» Sonderbar ist die im Schweizerdeutschen Wörterbuch aufgezeichnete Meinung: «Under ere Holderstudä und under eme rota Bart wachst nüd Guots.» Der in diesem Werk enthaltenen Fülle solcher Anschauungen könnte man manches Entsprechende aus Romanischbünden beifügen.

Geringerer Beachtung erfreut sich der höhere Lagen vorziehende rote Holder. Gekocht und ausgepresst ergibt der Saft aber eine kräftige Konfitüre, die mit Zusatz von Himbeersaft köstlich schmeckt. Sicher ging man auch früher am roten Holunder nicht achtlos vorbei. Das Rätische Namenbuch verzeichnet eine beachtliche über ganz Bünden verstreute Menge von auf sambucus zurückgehenden Flurnamen, die aus pflanzengeographischen Gründen nur dem roten Holder zugeordnet werden können. Interessant ist vor allem das urkundlich Ende des 16. Jahrhunderts in Jenaz auftauchende Suvatgiew, aber auch Sauaidas in Lavin, die beide auf sa(m)bucetum, bezw. sambuceta, also «Holunderbestand» zurückgehen. Der rote Holunder heisst von Ramosch bis Martina pomma d'chan. Den gleichen Namen trägt auch das Geissblatt mit den roten Beeren. Dieses ist aber giftig.

14. Der Sauerdorn, Berberis vulgaris, in Deutschland auch Berberitze genannt, ist wegen seiner langen dreiteiligen Dornen allgemein als unnahbar bekannt und entsprechend gemieden. Seine leuchtend roten Träubchen aber laden den Pflanzenfreund zu kurzem Verweilen ein. Der Dichter Rainer Maria Rilke ahnt den kommenden Herbst, wenn er sagt: Jetzt reifen schon die roten Berberitzen, alternde Astern atmen schwach im Beet. Wer jetzt nicht reich ist, da der Sommer geht,

wird immer warten und sich nie besitzen. (Stundenbuch).



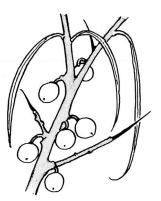
Sauerdorn

Es erstaunt, dass der grosse Linné für diesen in ganz Europa so verbreiteten Strauch den arabischen Namen Berberis wählte, wo doch das mittellateinische acrispinus, wörtlich «Sauerdorn» weitherum volkstümlich war, so als grespin in Trento. Im Bündnerromanischen finden wir in der Surselva für den Strauch sterpin, in Bergün truspegn, Formen, die wohl auf (a) crispin mit Einmischung von tres-spinas zurückgehen. Weitverbreitet ist spinatsch «Dornbusch». Viel manigfaltiger als die Nomenklatur des Strauches ist jene der Beere, schweizerdeutsch Spitzbeeri. Im Unterengadin treffen wir dafür vinatscha, eine Anlehnung an vin «Wein», arschücla aus lateinisch aciducula, Diminutiv zu acidus «sauer». Nur für Val Müstair bezeugt ist pomatscha, eine Vergröberung von pom, lateinisch pomum «Obst», im Engadin Kollektiv pomma «Beeren». Wegen ihrer an Teigknöllchen, bündnerdeutsch Pazoggel, erinnernden zugespitzten Form nennt man sie im untersten Engadin und im Albulatal neben pizoclas, in Lantsch pizochel da Nussigner «unseres Heilands». Auf Jesus bezogen werden sie wohl wegen der dreispitzigen Dornen, die der Berberitze in Poschiavo den Namen spin da crus (Kreuz) gaben. Der Glaube, die Dornenkrone Christi sei aus Berberitzenzweigen geflochten gewesen, ist weit verbreitet.

Neben solchen allgemein verständlichen Bezeichnungen gibt es aber auch eigentliche Rätsel, so das für Jenaz und Schiers bezeugte *Pargauggla*, zweifellos ein romanisches Relikt,

und dann das unterengadinische *muosch* (so in Guarda). Es lässt sich kaum von *muschin* für die Steinbeere und Alpenjohannisbeere trennen, umsoweniger als im Trentinischen *bromamosch, pomamosch, moschin* auftauchen. Man wird sie mit Vittorio Bertoldi eher zu einem antiken Alpenwort *mosk- als zu lateinisch mustum «Most» stellen müssen.

Die Rolle, die Strauch und Beere heute im ländlichen Haushalt spielen, ist bescheiden. Noch wird etwa das Holz und insbesondere die Wurzelrinde als Färbemittel verwendet. Die Beeren überlässt man den Vögeln, unter denen die Alpendohle mit den unverdauten Samen für Verbreitung bis in die höchsten Lagen sorgt. Früher, als das Angebot an Kosmetika unsere Dörfer noch nicht erreicht hatte, wussten die Prättigauer-Schönen ihre Lippen mit Berberitzensaft anziehend und schmackhaft zu machen. Von Berberitzengelee wissen die meisten Bündnerinnen heute wenig zu berichten.



Sanddorn

15. Der Sanddorn, Hippophaee rhmanoides ist, oberhalb 1800 m ausgenommen, allgemein verbreitet, spielt jedoch im bäuerlichen Haushalt nirgends mehr eine Rolle. Damit geschieht ihm Unrecht. Seine dicht beieinanderstehenden orangeroten Beeren sind sehr reich an Vitamin C und anderen die Gesundheit fördernden Substanzen. Noch heute bereitet man z. B. in England daraus eine geschätzte Marmelade. Im Hohen Norden sorgte Sanddorn-Brei für Abwechslung auf dem Speisezettel. Umso erstaunlicher ist es, dass bei uns die Beeren ganz den Vögeln überlassen werden. Das mag z. T.

wie bei der Berberitze mit dem dornigen Schutzpanzer zusammenhängen, mit dem der Strauch Ungebetene fernhalten will. Neuerdings besinnt sich die Lebensmittelindustrie seines Wertes.

In Romanischbünden heisst der Sanddorn spina d'asen «Eselsdorn» (so im Unterengadin, ebendort seltener pischa d'chavagl «Ross-Seich», wohl wegen der Farbe). In der Surselva lebt noch spina da grava (Uferkies, Kiesbank). Im Vorderprättigau aber reiht man den Sanddorn mit der Bezeichnung Sprengbeeri in die Gruppe der ungeniessbaren Beerenarten ein.

16. Der Weissdorn, Crataegus oxyacantha und Crataegus monogyne. Der schon von den Griechen so benannte Crataegus ist in ganz Graubünden in den tiefen und mittleren Talstufen heimisch. Er fehlt im Engadin (ausser im untersten Teil), im Sursés und am Schamserberg. Der verbreitetste Volksname ist tgagiastretg neben cagliastretg, das ganz Rheinischbünden beherrscht. Im Unterengadin, wo diese Strauchart unterhalb des Tasnabaches noch spärlich gedeiht, heisst er clavnér.

Die Weissdornfrüchte wurden noch im 19. Jahrhundert in Flims und wohl auch anderswo den Schafen und Ziegen zum Mästen verfüttert. In Hungerszeiten wurden sie in gewissen Gegenden (für Bünden nicht bezeugt) als Mehlersatz genutzt. In Pitasch erinnerte man sich, dass die Beeren zu Schnaps gebrannt wurden. Aus dem harten rötlichen Holz verfertigte man Hobel (Disentis). Die Volksmedizin erwähnt weitherum die stopfende Wirkung der Beeren. Das kommt auch im Namen tgagiastretg treffend zum Ausdruck: er bedeutet nichts anders als «Schmalscheisser». Dass es sich dabei um die ursprüngliche Form handelt, beweist die misoxische Entsprechung chegastrecc, ferner chegastrencc in Campodolcino und in der Umgebung von Colico am Lago di Como. Eine solche als unfein empfundene Imperativbildung rief in der Schriftsprache zu beschönigenden Formen wie tgastret in Filisur und weitverbreitet cagliastretg unter Anlehnung an romanisch caglia «Staude». In Lantsch heissen die Beeren farinarsa da Nossadonna oder da Nussigner. (Vgl. zu farinarsa = Mehlrost in Beerennamen auch Bärentraube Nr. 8, Steinmispel Nr. 18, Mehlbeere Nr. 20). Rätselhaft ist die Herkunft des unterengadinischen clavnér (Vermutungen darüber im DRG) und von guratler am Heinzenberg, ebenfalls niclausas für die Früchte im Unterengadin.

17. Der wollige Schneeball, Viburnum lantana ist wegen seiner schönen roten, in vollreifem Zustand schwarzen Beerendolden unübersehbar. Buben und Burschen schätzten die jüngeren geraden Ruten und Stecken des Strauches als Stiele der beim Mazzaspiel gebrauchten Schläger, Schwingkeulen, die biegsam und zähe zugleich sein mussten.

In Deutschbünden heisst der Strauch Schwelch. Der Name ist in der Deutschschweiz und in Deutschland weit verbreitet. In Filisur hat er als skeltg altes lantagen verdrängt. Im übrigen romanischen Mittelbünden lebt er als lantagen, lentagen, in Lantsch lantaisen, in Portein lantagel, in Sched lantegel, in der Surselva lantagen weiter. Die Frucht aber trägt in Rheinischbünden einen eigenen urtümlichen Namen, in Surmeir rimigia mit Varianten wie armidsa, limigia, limischa, armoisas, in der Surselva migia. Vom Beerennamen leitete man im Surmeir sekundär einen neuen Strauchnamen rimiger ab, der lantagen weitgehend ersetzte.

Die Beeren werden von neueren Pflanzenbüchern als fade, süsslich und kaum geniessbar bezeichnet. Im Unterengadin wurden sie aber von zuckerhungrigen Kindern nicht verschmäht. In Alvaneu legte man die noch unreifen *rimisas cotschnas* (rot) ins Heu, wo sie nachreifend schwarz wurden und gut schmeckten.

Die Herkunft von *lantern* und *lantagen* aus lateinisch *lenta*, fem. zu *lentus* im Sinne von «biegsam», das schon Virgil als Epitheton zu Viburnum braucht, ist unbestritten. *Lantagen* entspricht dem mittellateinischen *lentagine*, während *lantern* wohl aus dem im Trentino auch volkstümlich gewordenen *lantana* abgeleitet sein dürfte. Das Unterengadin mar-

schiert also mit seinem *lantern* einmal mehr mit dem osträtischen Raum.

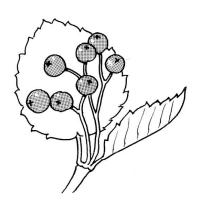
Völlig unklar ist der Name *rimigia, migia*. Seine Verbreitung und seine üppige dialektale Ausfächerung sprechen für einen alten Stammbaum.

18. Die filzige Steinmispel, Cotoneaster tomentosa, dessen Zweiglein sich selten aus der Kriechlage emporzurecken wagen, wird erst beachtet, wenn sich ihre roten Beeren mit den sich verfärbenden Blättern zu einem Blickfang vereinigen. Auffälliger sind schon die in den Gärten als Zierpflanze gezogenen Varianten. Auch diese mehligen, leicht süsslichen Beeren wurden von den Kindern gegessen. Sie heissen wie die ebenfalls mehligen Früchte von Crataegus und Viburnum mancherorts farinarsa «Mehlrost» oder farinarsa da Nossadonna «unserer lieben Frau» oder – da Nossigner «unseres Herrn».

19. Der Vogelbeerbaum, auch Eberesche, Sorbus aucuparia wird zu Recht wegen seiner Schönheit besungen. Frei wachsend erreicht er eine Höhe von 5-6 Metern und darüber. Junge Stämmchen liefern die Stiele von manlandwirtschaftlichem Gerät. cherlei Der Mensch verwendete vor Zeiten die Beeren als Lockspeise für den Vogelfang, was ihren lateinischen Namen bacae aucupariae «Vogelfangbeeren» erklärt. Zu Urzeiten aber wurde auch ihr Wert als Nahrungs- und Genussmittel erkannt. In Deutschland bereitete man daraus Gelee, und Marmelade, aber auch Likör. Eigentlicher Vogelbeerschnaps ist vereinzelt für Disentis erwähnt.

In ganz Romanischbünden ausser in Val Müstair heisst der Vogelbeerbaum culaischem (Engadin), culeischen (Surselva). Urform dieses culaischem ist ein Alpenwort *culicinus neben *curicinus, welch letzteres auch im walserdeutschen Güretsch (Rheinwald), Gürgetsch (Davos) erhalten ist. Die Wortforschung hat ergeben, dass Güretsch mit gallisch cervesia, Vorform von italienisch gervosa, spanisch cervesa «Bier» zusammenhängt. Somit hätten wir in culaischem einen Zeugen dafür, dass un-

sere alpinen Vorfahren wie ihre Nachbarn aus Vogelbeeren ein berauschendes Getränk zu brauen verstanden. In Val Müstair heisst der Vogelbeerbaum *malfö*. Der darin enthaltene Stamm **mal*- beherrscht weite Teile Oberitaliens. Vgl. dazu Dicziunari Rumantsch Grischun Bd. 4, S. 343.



Mehlbeerbaum

20. Der Mehlbeerbaum, Sorbus aria und der Alpenmehlbeerstrauch, Sorbus chamaemespilus, auch Zwergmispel genannt sind beide in weiten Teilen Graubündens nebeneinander beheimatet, wobei ersterer, oft ein Baum von beträchtlicher Höhe, die tieferen Lagen beherrscht und die obersten Talstufen ganz meidet, während umgekehrt der schwachwüchsige Alpenmehlbeerstrauch sich weit in die Alpentäler hineinwagt, aber in den wärmeren Talstufen seltener ist. Die Früchte, kleine orange- bis tiefrote Beeren mit mehligem Fleisch gleichen sich stark sowohl in bezug auf ihre Gestalt als auch auf den Geschmack. Dies bedingt, dass sich die beiden Arten auch in der Nomenklatur weitgehend teilen. Infolgedessen ist es bei schriftlichem Auftauchen des blossen Namens oft nicht möglich zu entscheiden, welche Art eigentlich gemeint ist. Daher werden hier die zwei nahe Verwandten zusammen betrachtet.

Der älteste Name ist engadinisch flötna, faglüda, mittelbündnerisch fnedla, figlierna usw., alle für die Alpenmehlbeere, surselvisch fignecla für die gemeine Mehlbeere. Der Baum bezw. Strauch heisst entsprechend flötner, fignicler usw. Sehr alt muss auch die nur für Sor-

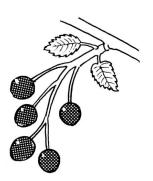
bus aria bezeugte Bezeichnung soura, dazu für den Baum surér, suretscha in Teilen Mittelbündens sein. Gelegentlich wird für die Beere auch farinarsa angegeben. Eine Zusammensetzung mit farina «Mehl» ist münstertalisch farinaunguel, wörtlich «Engelsmehl». Früher sammelte man die reichlich anfallenden Mehlbeeren (besonders Sorbus aria) als Schweinefutter. In der Surselva aber bereitete man daraus auch die petta figneclas, den «Mehlbeerkuchen». In Disentis tat man gelegentlich Maulbeeren an Stelle von Rosinen oder Sultaninen ins Brot. «Im Hungerjahr 1817 soll die Alpenmehlbeere von der Zernezer Bevölkerung mit Mehl vermengt zum Brotbacken verwendet worden sein.» (So nach Brunies, Flora des Ofengebietes S. 115).

Unser primäres sprachliches Interesse gilt der Sippe flötna, faglüda, fignecla. Sie ist für die Alpenmehlbeere auch in Val Calanca und im Bergell in mancherlei dialektalen Formen vertreten. Die aus der Fülle von romanischen und alpinlombardischen Varianten herausschälbare Urform des zweifellos vorrömischen Alpenwortes lautete einst etwa *finutula, ein Typus, dessen Anknüpfung an andere alte Pflanzennamen bisher nicht gelungen zu sein scheint.

Ein interessantes Zeugnis für rätische Eigenständigkeit ist auch mittelbündnerisch sura, soura für die Frucht von Sorbus aria. Es beherrscht das ganze Gebiet von Bergün bis Feldis. Im gleichen Gebiet wurde daraus für den Baum die Form surér abgeleitet. Daneben aber lebt im Schams, am Heinzenberg und im Domleschg suretschas, gebildet mit dem Suffix -icea wie saletscha aus salicea zu lateinisch salix «Weide». In Feldis/Veulden sagt man: Blea suretsch, poc garnetsch, «gibt es viel Mehlbeeren, so ist die Kornernte mager». Auf die Alpenjohannisbeere wurde in Mon eine Ableitung sourettas übertragen.

Sura, soura ist verwandt mit lateinisch sorbus, woraus für die Frucht eine weibl. Form sorba gebildet wurde. Diese verbreitete sich über ganz Italien, Frankreich und Spanien. In Rätien aber herrscht ein Typus *sora. Ob sich dieses sora aus sorba spontan weiterentwik-

kelte, oder ob man, wie ich eher glaube, mit einem urverwandten rätischen *sora* rechnen muss, bleibt noch abzuklären.



Traubenkirsche

21. Die Traubenkirsche, Prunus padus. Von unserer Edelkirsche, Prunus cerasus, weiss man, dass sie samt ihrem Namen aus Kleinasien über Griechenland und Italien bis in den germanischen Norden einwanderte. Die Traubenkirsche dagegen ist echtes alpines Eigengewächs. Sie ist essbar. Als die Meliorationen unsere alten Fluren noch nicht herausgeputzt hatten, fand man sie massenhaft auf Ackerrainen und zusammen mit anderem Laubholz und Gesträuch auch auf den von unseren Vorfahren aus dem Ackerland zusammengetragenen Steinhaufen, romanisch muschnas. Zur Zeit der herbstlichen Ackerbestellung taten sich die Kinder an den schwarzen, herb schmekkenden und doch süssen Beeren gütlich, und die Erwachsenen gönnten sich auch etwas davon. In Menge genossen würgten die «Kirschlein» wie Mostbirnen, galten aber allgemein als gesundheitsfördernd. Das zähe Holz eignet sich für mancherlei Geräte und Werkzeuge, wird aber mancherorts vermieden, weil man glaubt, es locke Wanzen an. Auch das Gegenteil wird etwa behauptet; es soll Läuse vertreiben. Um das Wiesel vom Milchkeller im Maiensäss fernzuhalten, legt man einen Zweig neben die Milchsatten. Der als unangenehm empfundene Geruch des Holzes und besonders der Rinde ist wohl für die deutschen Namen Fuulbaum, dazu Fuulbeeri verantwortlich. Auch magische Vorstellungen sind mit der Traubenkirsche verbunden. Auf der rauhen, gefurchten Oberfläche der Steinchen sehe man den

Gekreuzigten. Daher schützen sie vor allem Übel. Blühende Zweige legt man in Ladir am Fronleichnamsfest am Prozessionsweg nieder, lässt sie in der Kirche weihen und nimmt sie nachher ins Haus und in den Viehstall zum Schutz gegen Blitz und Donner.

Der bündnerromanische Name ist alossa im Engadin, lossa in Mittelbünden, laussa in der Surselva. Er lebt mancherorts zähe im germanisierten Teil der Rätoromania weiter, so als Laussa in Obersaxen, Losi im Churer Rheintal und erscheint ausserhalb Graubündens als Malauscha, Malausa im St. Galler Oberland und als Lasi im Kanton Glarus. Alle diese Formen weisen auf einen vorrömischen Stamm *alausa, dessen geographische Verbreitung östlich des Gotthard, wenn auch z.T. auf andere Beerensträucher und Bäume bezogen, bis ins Friaulische reicht. Gesichert ist auch der Zusammenhang mit dem westalpinen und galloromanischen alisa (Sorbus aria). Eine derart imponierende Dominanz eines Namens im ganzen Alpengebiet ist nur verständlich, wenn man seinen Ursprung in Zeiten antiker Völkerwanderungen zurückverlegt und die Bedeutung der Namenträger als Nahrungs-, Heilund Genussmittel in Rechnung stellt.

22. Der Schwarzdorn, Prunus spinosa fehlt nur in den obersten Talstufen Bündens, gedeiht aber im übrigen Gebiet besonders an Trockenhängen umso üppiger. Die kleinen kugelrunden Pflaumen sind fürchterlich sauer, werden aber nach einigen Herbstfrösten geniessbar. Im Engadin weiss man, dass die Schlehen erst reif sind, wenn sich die Lärchen verfärben. Als Regel gilt: Bleras parmuoglias, bler sejel, viele Schlehen künden eine gute Roggenernte an. In Alvagni sammelten die Schulkinder diese Früchtchen, um sie während der Pause zu essen.

In ganz Romanischbünden kennt man die Schlehe unter dem Namen *parmuoglia* (Unterengadin), *parmuglia* (Mittelbünden und Surselva). Im Prättigau (so in Schiers, Jenaz, Fideris) erhielt sich bis heute *Parmollja*, in Furna *Pernüllia*. Scherzend nannte man die gering geschätzte Frucht im Domleschg *«Heinzenber-*

ger Palögli», in Lantsch favetta da Son Tgalester «Böhnchen des Hl. Calixtus (Kirchenpatron von Brinzouls).

Grundform ist ein Diminutiv von lateinisch prunus, bezw. *pruma statt pruna, nämlich prunucula «Pfläumchen».



Felsenbirne

23. Die Felsenbirne, Amelanchier ovalis. Der unansehnliche Strauch, der gut exponierte Felspartien bevorzugt, fesselt unseren Blick im Frühjahr, wenn er sich in sein weisses Blütenkleid hüllt. Die aparten Blüten und die hellen, filzigen Blätter haben ihm am Vierwaldstättersee, aber auch im Tirol und in Bayern Namen wie Edelweissbaum, Wildes Edelweiss eingetragen. Viel verbreiteter sind die Bezeichnungen, die von den Beeren ausgegangen sind: Steinbeerli in der deutschen Schweiz, Schrofabeer im Vorarlberg, Herrgottsbireli in Mels. Wer einmal die unscheinbaren blauschwarzen Früchtchen versucht hat, ist verblüfft von ihrer Süssigkeit und von ihrem mit keinen anderen Beeren vergleichbaren Aroma. Nicht umsonst heisst der Strauch mancherorts in Deutschland Rosinenstrauch, auch Korinthenbaum. Heute kennen auch die meisten Kinder der Landbevölkerung diese Beeren kaum mehr. Höchstens Hirtenbuben pflücken sie noch; früher aber jagte man sie einander förmlich ab, und auch die Erwachsenen verachteten sie nicht. Im Sursés waren die getrockneten Beeren eine beliebte Zutat zu Birnbrot. In Domat/ Ems war es üblich, für die St. Anna-Prozession nach Bonaduz Brötchen zu backen, die frische Felsenbirnen anstelle von Rosinen enthielten. Das alles und vieles andere zeugt dafür, dass die Beere seit ältester Zeit bekannt gewesen sein muss.

Einen schlüssigen Beweis liefert deren romanischer Name. Er lautet im Engadin atschispa, im Albulatal schieschlas, im Surmeir schisplas, in der Surselva suspidaunas. Das Wort lebt im seit langem deutschsprachigen Tamins in der Form Spadonis fort. Eine Fülle weiterer dialektaler Varianten verzeichnet der Dicziunari Rumantsch Grischun (Band 1, S. 502 ff.). Hier sei festgehalten, dass im Schanfigg eine Form Zischpi weiterlebt, die mit schisplas des Sursés und atschispa des Engadins identisch ist. Das unscheinbare Beerchen hat uns also den Beweis erbracht, dass die längst erloschene romanische Sprache an der Plessur und damit wohl auch des Prättigaus dem Mittelbündnerischen und Engadinischen in gewissen Punkten näher stand als dem Oberländischen, eine Tatsache, auf die oben bei der Erwähnung des prättigauischen ampa für Himbeere bereits hingewiesen wurde. Schauen wir über Graubünden hinaus, so finden wir Zeugen für diesen Beerennamen im Bergell, in Bormio und im Zentralladinischen. Als Wurzel ist *cisp-, wahrscheinlich ein vorrömisch-rätisches Wort, anzunehmen.

24. Der Wacholderstrauch, Juniperus communis und var. —nana ist überall häufig und allgemein auch dem Namen nach bekannt. Die hochalpine Varietät steigt im Engadin bis auf über 3000 m hinauf. Als Weideverderber unbeliebt. Beim Wacholder, bündnerdeutsch Reckholder, haben Strauch und Beere (eigentlich eine Scheinbeere) im Rätoromanischen zwei sprachlich miteinander nicht verwandte Bezeichnungen, nämlich für den Strauch gioc (Unterengadin), giop (Oberengadin), giop, giup (Mittelbünden), giup, gep (Surselva). Die Beere heisst im Engadin günaiver, in der Surselva geneiver.

Der Strauch liefert im bäuerlichen Haushalt die Zweige, die man im Räucherraum auf die Glut legt. Das Geräucherte soll dadurch einen angenehmen Geschmack erhalten. Am Herdfeuer der Alpknechte zündet man sich die Pfeife mit einem Zweiglein an; das steigert den Genuss. Im Oberengadin, wo die Übernutzung der Wälder im 17. und 18. Jahrhundert zu einem akuten Brennholzmangel geführt hatte, gewann der Wacholderstrauch derart an Bedeutung, dass sich die Gemeinden gezwungen sahen, das Sammeln durch Vorschriften und Bussandrohungen zu reglementieren. In Guarda aber verpflichtete die Dorfordnung vom Jahr 1770 jeden Bürger, alljährlich mindestens ein Fuder Wacholderstauden zu sammeln, um dadurch die Alpweiden zu verbessern.

Die Beeren wurden von jeher als Arzneimittel und auch als Gewürz geschätzt. Erwachsene und Kinder behielten während des Bergheuens gerne einige Beeren im Munde. Sie wirkten erfrischend. Man sammelte sie aber auch als Medikament gegen Kopfweh, Atembeschwerden, Magen- und Darmbeschwerden, Nieren- und Blasenleiden usw. Von alledem hält man heute nicht mehr viel. Unangefochten aber ist immer noch das Ansehen des Wacholderschnapses, der freilich heute hierzulande nicht mehr gebrannt wird. In Österreich dagegen ist die Herstellung des dort Kranewiter genannten Schnapses noch bekannt.

Das Wort gioc, giop etc. bezeichnete einmal neben dem Wacholder auch andere niedere Sträuchlein, z. B. die Alpenrose. Der dafür erschlossene Wortstamm *juppo hat in den alpinen Gebieten des Wallis, der Deutschschweiz, aber auch der Südschweiz, des Veltlins und Ostoberitaliens noch lebende Vertreter. Es handelt sich also auch hier um ein typisches Alpenwort, dessen Urform den Forschern einiges Kopfzerbrechen verursacht. Der Zusammenhang zwischen überliefertem gallischen jupikellos, westrätischem (?) juppo, etschländischem *jukwo ist trotz intensiver Bemühungen immer noch unklar. Einwandfrei aber ist die Ableitung des Beerennamens qünaiver aus lateinisch juniperus, das, soviel wir wissen, ausschliesslich den Wacholder bezeichnete.

Die Erforschung der Ernährungsweise urgeschichtlicher Völker kann auf mannigfaltigem Wege erfolgen. Aus den überlieferten Texten, Inschriften und Bildern der Kulturvölker lässt sich in systematischer Kleinarbeit deren Speisezettel einigermassen rekonstruieren. Wo solche Quellen fehlen, können Bodenfunde weiterhelfen. Knochenfunde melden, welche Tiere gejagt oder gehalten wurden. Verkohlte Sämereien, ja Speisereste gestatten Rückschlüsse auf die pflanzliche Ernährung. Für alles, was der Mensch verzehrt, hat er von jeher auch einen Namen, ein Wort gehabt. Viele davon überdauern Jahrtausende. Die Anthropologie, die Erforschung der Menschheitsgeschichte, kann also durch die Philologie, die Erforschung der Sprachgeschichte, sehr wesentliche zusätzliche Erkenntnisse gewinnen. Dazu zählen die eingangs erwähnten Erkenntnisse über die Einwanderungswege unserer Obstbäume.

Wir haben hier versucht darzulegen, welchen Beitrag die Namen unserer alpinen Zukkerspender zur Kultur- und Sprachgeschichte Rätiens zu leisten vermögen. Es ist vor allem die Erkenntnis, dass von den zwei Dutzend in Graubünden vorkommenden Beerenpflanzen mit geniessbaren Früchten rund die Hälfte Namen tragen, die aus den sprachlichen Urschichten des Alpengebietes stammen. Es sind dies alossa (21), ampa (1), atschispa (23), culaischem und Gürgetsch (19), faglüda (20), frosla (5), gialüda (7), giop (24), muosch (14), muschin (12), Pargaucla (14), uzua (11), uzun (6), dazu vermutlich rimigia (17), schorlet (3), soura (5). Aus dem lateinischen Wortschatz stammen amura (2), bursin (8), fraja (4), günaiver (24), lantern, lantagen (17), parmuoglia (22), soura? (20), sterpin (14). Einer bestimmten Sprachgruppe schwer zuzuordnen sind tgagiastretg (16), vinegia (10), dann das deutsche Budler (9). Durch Vermittlung der Walser kam das frankoprovenzalische Grifla (7) nach Deutschbünden. Die romanischen und alemannischen Bildungen der jüngsten Sprachschicht, etwa farinarsa (8), Durstbeeri (10) usw. eignen bezeichnenderweise jenen Beeren, die eine geringere Bedeutung haben.

Wieviel altes Wortgut durch junge Prägungen überlagert wurde und in Vergessenheit geraten ist, kann man nur ahnen. Erstaunlich ist

die Erkenntnis, dass nicht weniger als ein Drittel der vordeutschen Namen, die im heutigen Deutschbünden zur Zeit des Überganges vom Rätoromanischen zum Alemannischen lebten, diesen Sprachwandel zähe überstanden und in die deutschen Mundarten aufgenommen wurden. Es sind dies Ampa (1), Falgganas (4), Losi (21), Pargauggla (14), Permollia (22), Pfrosla (5), Spadonis (23), Suffa (11).

Ein wesentliches Anliegen der historischen Sprachgeographie ist die Abgrenzung der Verbreitungszonen der Alpenwörter und deren kartographische Darstellung. Unsere bündnerischen Beerennamen würden in einem solchen Atlas neue Stützen für die Überzeugung liefern, dass der Gotthard im Altertum eine feste Grenze zwischen keltischen und rätischen Völkern gewesen sein muss. Er würde auch zeigen, dass das Münstertal lexikologisch eine unverkennbare Affinität mit Zentralladinien besass, dass also der Ofenpass die Grenze zwischen Osträtien und Westrätien bildete.

Die wissenschaftliche Aussagekraft der Beerennamen ist erstaunlich. Dass ihrer so viele Zeitspannen von 2000, ja 3000 Jahren überdauerten, beweist ihre Bedeutung als Teil der Ernährungsbasis unserer Vorfahren. Der Zukkermangel, dessen Wirkung die Kinder besonders empfindlich verspürten, schärfte ihren Sinn für die Gaben der Beeren und prägte auch deren Namen tief in das Sprachbewusstsein ein. In unserer Zeit mit ihrer hochtechnisierten Landwirtschaft, ihrer Lebensmittelindustrie mit einem Überangebot an Genussmitteln kann man viele dieser natürlichen Zuckerspender samt ihren Namen vergessen. Ihrer Geschichte nachzuspüren aber bleibt ein spannendes Unterfangen.

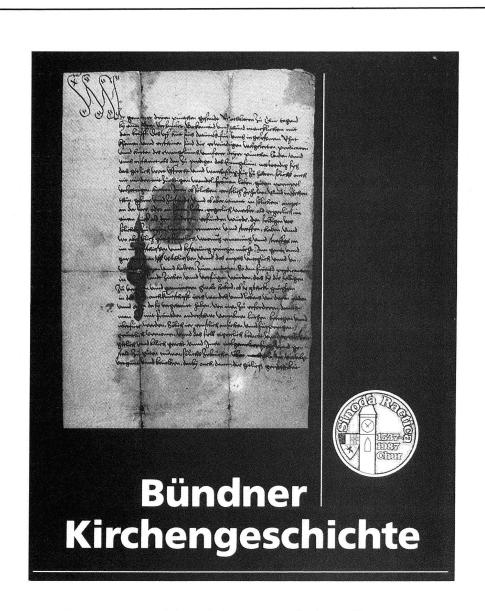
NB. Von der benutzten Literatur seien hier die hauptsächlichsten Werke erwähnt:

Dicziunari Rumantsch Grischun Bd. 1-8.

Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache.

H. Marzell, Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen.

- V. Bertoldi, Nomi dialettali delle piante indigene del Trentino e della Ladinia dolomitica.
- E. Hoffmann-Krayer, Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens.
- C. Schröter, Pflanzenleben der Alpen. Mitteilungen von
- Pfr. Duri Gaudenz, Lavin, und besonders von dipl. Forsting. ETH Nicolin Bischoff, Ramosch.



Sammelband Ganzleinen, 516 Seiten, Fr. 87.-

Zu beziehen bei Ihrer Buchhandlung oder beim Verlag Bischofberger AG, Chur Telefon 081/22 12 22